

Leben

Maike Brüggem (Hrsg.)

HENTRICH
& HENTRICH

75 Leben

Maike Brüggemann (Hrsg.)

HENTRICH
& HENTRICH

Inhaltsverzeichnis

S. 09–12
GRÜßWORT
Marc Grünbaum

S. 13–22
EINFÜHRUNG
Maike Brüggem

S. 23–35
**SCHWARZE BUCHSTABEN ZU
SCHWARZEN BUCHSTABEN**
Rabbinerin Prof. Dr. Elisa
Klapheck

S. 36–39
ALPHONSE
FEIBELMANN

S. 40–44
ISAAC WILHELM
EPSTEIN

S. 46–52
MARIE ELEONORE
PFUNGST

S. 54–57
ALBERT
KATZENELLENBOGEN

S. 58–64
**EUGEN CAHEN-BRACH &
ALICE CAHEN-BRACH**
GEB. BING

S. 66–69
SIEGMUND LEVI

S. 70–75
LUDWIG ASCHER

S. 76–79
EMMA AUERBACH
GEB. KEHRMANN

S. 80–83
ANNA KAHN GEB.
MASSENBACH

S. 84–87
RICHARD BREITENFELD

S. 88–95
**JULIUS COLLIN &
HENRIETTE COLLIN**
GEB. BEYFUSS

S. 96–101
CÄCILIE GOLDSCHMIDT
GEB. HAMBURGER

	S. 102–105 DESIRÉE GEN. DESY POLLITZ	S. 152–160 ALICE MARIA BUSECK GEB. LINA & FLORA BABETTE DREYFUSS GEB. LINA
	S. 106–111 ALICE ELLINGER GEB. KEHRMANN	S. 162–168 RAHEL SECKBACH GEB. SPIERO
	S. 112–118 HEDWIG BODENHEIMER GEB. WEILER & LOUIS BODENHEIMER	S. 170–175 BERTHOLD BAER & JENNY BAER GEB. LOEWENTHAL
02	S. 120–125 NATHAN WACHTELKÖNIG & TONI WACHTELKÖNIG GEB. GERSTEN	S. 176–182 SIEGFRIED WÜRZBURGER & GERTRUDE WÜRZBURGER GEB. HIRSCH
	S. 126–129 MINA STEIN GEB. BAER	S. 184–187 FRANK ROTHSCHILD
	S. 130–135 ALBERT HAAS & JOHANNA HAAS GEB. GERSON	S. 188–191 ARTHUR GALLINER
	S. 136–138 JOHANETTE GEN. JETTCHEN ABERMANN GEB. CAHN	S. 192–199 LEOPOLD NEUHAUS & CILLY NEUHAUS GEB. CARLEBACH
	S. 140–145 OTTO IWAN DRIESEN	S. 200–204 IRMA DRESDNER
	S. 146–151 SASCHA SCHWABACHER	

S. 206–214
MARGIT JACOBI
GEB. SCHWEITZER

S. 216–220
EUGEN MAYER

S. 222–226
JAKOB KAHN

S. 228–236
LUDWIG BLUMENBACH &
LINA BLUMENACH
GEB. MORITZ

S. 238–241
LUCY NELLY LIEFMANN

S. 242–245
PAULA FRENKEL
GEB. LANDAUER

S. 246–250
ARTUR LUDWIG HOLDE

S. 252–263
ISIDOR MARX &
ROSA MARX GEB. SCHWAB,
AMALIE STUTZMANN &
MARKUS STUTZMANN

S. 264–267
MATHILDE EINZIG
VERH. BRANDEIS

S. 268–272
ELIAS LUDWIG
OPPENHEIMER

S. 274–277
ROSY AUGUSTE
GEIGER-KULLMANN
GEB. KULLMANN

S. 278–284
SALLY SPIER &
ERNST SPIER

S. 286–290
ARTHUR KAUFMANN

S. 292–298
NATHAN SARETZKI &
EMMI ROSA SARETZKI
GEB. ULLMANN

S. 300–303
MAGDALENA GEN.
MAGDA SPIEGEL

S. 304–321
JULIUS HIRSCH &
BLANKA HIRSCH
GEB. BACHRACH

S. 322–325
ALBERT FRIEDRICH
HIRSCH

S. 326–329
ERNA PINNER

Inhaltsverzeichnis

S. 330–334
**LUIS KAHN &
NANETTE KAHN GEB. LINZ**

S. 336–340
HANNS LUDWIG KATZ

S. 342–345
BERTHA JOSEFINE ADLER

S. 346–348
**HEDWIG GOTTSCHALK
GEB. STRAUSS**

04 S. 350–353
ROSA DEUTSCHER

S. 354–357
WALTER SCHATZKI

S. 358–361
FANNY BAER

S. 362–364
HENNY ARNDT GEB. BOBER

S. 366–372
**ALFRED BERG &
TONI BERG GEB.
SPANGENTHAL**

S. 374–377
HENNY SCHERMANN

S. 380–383
AUTOR*INNEN

S. 384–387
ABBILDUNGSNACHWEIS

S. 388
ABKÜRZUNGEN

S. 389
DANK

S. 390
IMPRESSUM

Einführung

Mit dem Regierungsantritt der Nationalsozialisten im Januar 1933 begann sich das Leben für die im damaligen Deutschen Reich lebenden Jüdinnen*Juden schlagartig zu verändern. Bereits Anfang März 1933 besetzte beispielsweise die Sturmabteilung (SA) das Frankfurter Institut für Sozialforschung und beschlagnahmte die Bibliothek. Der offizielle Vorwurf lautete, es würden „staatsfeindliche Tendenzen“ gepflegt. Auf diese Weise verklausulierte die neue Regierung ihre antisemitische Ideologie, denn das Institut beschäftigte zahlreiche namhafte jüdische Personen wie Max Horkheimer oder Leo Löwenthal.¹ Obendrein war es zehn Jahre zuvor mithilfe der Stiftung eines Juden, Felix Weil, Sohn des Getreidegroßhändlers und Multimillionärs Hermann Weil, gegründet worden.² Nicht nur mit tätlichen Aktionen wurde die antisemitische Gesinnung der nationalsozialistischen Regierung schnell sichtbar, auch in der städtischen Verwaltung wurden schon bald nach der Machtübernahme Maßnahmen ergriffen: Ende März erließ der neue, kommissarische Bürgermeister Friedrich Krebs eine Verfügung über die „Entlassung bzw. Beurlaubung von städtischen Beamten und Angestellten jüdischen Bekenntnisses“.³

Am 1. April 1933, nur acht Wochen nach dem Regierungsantritt Adolf Hitlers, wurde unter dem Grundsatz „Kein Deutscher kauft bei einem Juden oder bei einem jüdischen Mittelsmann“ zu einem reichsweiten Boykott aufgerufen, so auch in Frankfurt. Ziel dieser sogenannten Abwehraktion „gegenüber den Lügenmeldungen deutscher Juden im Ausland, die eine Haßpsychose gegen das deutsche Volk (Kriegslügen)“ betreiben würden, waren „Jüdische Geschäfte“, „Jüdische Waren“, „Jüdische Theater und jüdische Stücke auf deutschen Theatern“, „Jüdische Kinos“ sowie jüdische Ärzt*innen, Rechtsanwält*innen, Zeitungshändler*innen, Schauspieler*innen und Sänger*innen.⁴ Die Frankfurter Zeitung berichtete am Tag nach dem Boykott: „Die Innenstadt vor allem bot seit den frühen Vormittagsstunden ein verändertes Bild. Die großen Warenhäuser und auch größere Spezialgeschäfte öffneten nicht, sondern ließen Tore und Gitter geschlossen, während vor allem die kleineren und mittleren Geschäfte zunächst wie gewöhnlich

ihren Betrieb aufnehmen. Punkt 10 Uhr erschienen dann in den Straßen der Innenstadt (...) geschlossene Trupps SA. Die Führer hatten Listen mit den Namen der jüdischen Geschäfte, vor deren Eingängen dann SA-Leute sich aufstellten.“⁵ Am Tag zuvor hatte der Vorstand der Israelitischen Gemeinde, Eugen Mayer → S. 216, eine Botschaft im Gemeindeblatt veröffentlicht, in welcher er „in dieser schweren Zeit“ die Leser*innen ermahnte: „Verzagt nicht! Schließt die Reihen! Kein ehrenhafter Jude darf in dieser Zeit fahnenflüchtig werden.“ Er erinnerte an die „staatsbürgerliche Gleichberechtigung der deutschen Juden“ und konstatierte: „Nichts kann uns die tausendjährige Verbundenheit mit unserer deutschen Heimat rauben, keine Not und Gefahr kann uns dem von unseren Vätern ererbten Glauben abspenstig machen.“⁶

12

Doch Mayer, neben seinem Glauben auch noch durch seine SPD-Mitgliedschaft Ziel der nationalsozialistischen Verfolgungsmaßnahmen, musste sehr schnell selbst erkannt haben, dass jegliche „tausendjährige Verbundenheit“ nichts helfen würde: Noch im Herbst 1933 verließ er gemeinsam mit seiner Frau das Deutsche Reich und ging ins heutige Israel. Viele andere Frankfurter Jüdinnen*Juden taten es ihm gleich und flohen aus dem nationalsozialistischen Deutschen Reich ins Ausland. Bis 1933 lebten rund 30.000 Jüdinnen*Juden in Frankfurt, die Stadt am Main beherbergte damit nach Berlin die zweitgrößte Gemeinde. Knapp zwei Drittel schafften die Flucht vor den Nationalsozialisten, rund 10.000 Personen wurden aus Frankfurt deportiert.⁷

Hierbei bleibt zu bemerken, dass nicht alle Personen, die als „Juden“ verfolgt wurden, nach ihrem eigenen Selbstverständnis jüdisch waren bzw. sich selbst als Jüdinnen*Juden identifizierten. Dies bildete bei den Recherchen zur vorliegenden Publikation immer wieder eine große Herausforderung.

Mit den im September 1935 erlassenen Nürnberger Gesetzen gab es unter den Nationalsozialisten eine klare Regelung für die Kategorie „Jude“: Waren drei oder vier Großelternteile jüdischen Glaubens, so galt diese Person als „Volljude“, waren lediglich zwei der vier Großeltern jüdischen Glaubens, galt diese Person als „Mischling 1. Grades“ usw.⁸ Im ausgehenden 19. bzw. beginnenden 20. Jahrhundert hatten zahlreiche Jüdinnen*Juden sich im Zuge der Assimilation taufen lassen – diese

Konversionen waren unter der nationalsozialistischen Weltanschauung bedeutungslos, da „die Juden“ ihnen als eine „Rasse“⁹ galten, die man nicht durch einen Kirchenbeitritt verlassen konnte. Dennoch unternahmen noch in den 1940er Jahren deutsche Jüdinnen*Juden verzweifelte Versuche, sich durch einen Beitritt zur christlichen Kirche zu retten, wie beispielsweise die Schauspielerin Magda Spiegel und ihr Lebensgefährte → S. 300.

Nach den o. g. „Rassegesetzen“ waren alle in dieser Publikation porträtierten Personen „Juden“. Daher finden sich ihre Namen auf den Deportationskarten, deshalb haben alle Repressionen, Verfolgung und Terror erlitten. Ob sich diese Menschen selbst als jüdisch verstanden haben oder ob lediglich die Verfolgung sie dazu gemacht hatte, kann in vielen Fällen nur mutmaßlich beantwortet werden. Auch ob ihr Jüdischsein synonym mit einer religiösen Praxis, dem regelmäßigen Besuch einer Synagoge, dem Folgen der Speisegesetze usw. gesetzt werden darf oder ob es eher einen traditionellen oder kulturellen Charakter in der Selbstwahrnehmung der einzelnen Personen hatte, kann in vielen Fällen nicht beantwortet werden. Möglicherweise begriffen sich einige der hier porträtierten Personen weder als jüdisch noch als christlich oder überhaupt als einer Konfession zugehörig, sondern in einer völlig anderen Kategorie: als Mutter, als Ehemann, als Künstler*in, als Frankfurter*in, als Fußballfan?

13

Bei mehreren der hier porträtierten Personen lassen beispielsweise Zeugnisse über eine aktive Mitgliedschaft in der Gemeinde, Mitarbeit im Philanthropin oder anderen jüdischen Institutionen den Schluss zu, dass diese Personen sich selbst als Jüdinnen*Juden begriffen.

Doch in vielen Fällen fehlen derartige Hinweise, so muss eine eindeutige Antwort auf die Frage nach dem Jüdischsein offenbleiben – unzweifelhaft bleibt die Verfolgung.

1934 erhielt die Gesangslehrerin Desy Pollitz → S. 102 ein Schreiben, in welchem sie aufgefordert wurde, ihre Abstammung vorzuweisen. Sie galt zwar als „Volljüdin“, da sie jedoch belegen konnte, dass sie bereits 1914 als Gesangslehrerin tätig gewesen war, erhielt sie die Erlaubnis, weiterhin nichtjüdische Schüler*innen zu unterrichten.¹⁰ Obwohl sie also offiziell unter dieser Maßnahme nicht zu leiden hatte, darf infrage gestellt

werden, wie viele nichtjüdische Schüler*innen sich noch getraut haben, bei einer „Volljüdin“ zum Unterricht zu erscheinen.

Die Verfolgung nahm stetig zu und durchzog alle Lebensbereiche. Im Februar 1935 wurde durch das Bauamt der Stadt beim Oberbürgermeister Krebs beantragt, Straßen und Plätze, die nach Jüdinnen*Juden benannt waren, umzubenennen, wie beispielsweise den Börne-Platz oder die Sonnemannstraße.¹¹ Mit der fünften Verordnung des Reichsbürgergesetzes 1938 verloren nun auch die wenigen Rechtsanwält*innen, die noch tätig waren, ihre Zulassung. Einer von ihnen war Arthur Kauffmann → S. 286, der von da an lediglich noch als „Konsulent“ für die Jüdische Gemeinde tätig sein durfte. Im November desselben Jahres kam es zu den reichsweiten Pogromen; zahlreiche Männer wurden verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt und gefoltert, unter ihnen Julius Hirsch → S. 304, Albert Hirsch → S. 322 oder auch der Ehemann von Rosy Geiger-Kullmann, Rudolf Geiger → S. 276.

14

Ab September 1941 mussten die als „Juden“ verfolgten Frankfurter*innen den „Judenstern“ tragen und waren somit für den Rest der Bevölkerung nun mehr auch äußerlich unzweifelhaft erkennbar. Im Monat darauf wurde die erste Deportation aus Frankfurt durchgeführt: Am 19. Oktober 1941 wurden insgesamt mehr als 1.100 Personen, vornehmlich aus dem Frankfurter Westend deportiert, unter ihnen Louis und Hedwig Bodenheimer → S. 112, Siegfried und Gertrude Würzburger → S. 176 und Hedwig Gottschalk → S. 346. In weniger als einem Jahr sollten mehr als 10.000 Personen aus Frankfurt deportiert werden.¹²

Nur eine kleine Gruppe an Personen überlebte die Lagerhaft, noch weniger kehrten zurück an den Ort, aus dem man sie gewaltsam entfernt hatte: Leopold und Cilly Neuhaus → S. 192 sowie Mina Stein → S. 126, die nach ihrer Befreiung wieder in ihre vormalige Heimatstadt Frankfurt kamen, bildeten eine große Ausnahme.

Die vorliegende Publikation ist entstanden im Rahmen der Vorbereitungen des 75-jährigen Jubiläums der Jüdischen Gemeinde Frankfurt seit ihrer Wiederbegründung im Jahr 1948. Viele Feierlichkeiten begleiten dieses Festjahr 2023, ein Blick auf das jüdische Leben im Vorkriegs-Frankfurt soll dennoch nicht vergessen werden. Wo sind die Spuren

vom Damals in der Gemeinde von heute? Wer waren die Menschen, die die sukzessive Auslöschung jüdischen Lebens in Frankfurt miterlebten bzw. schließlich selbst Opfer dieser Vernichtung wurden?

Tatsächlich sind nahezu keine physischen Anknüpfungspunkte, Archivalien und Dokumente aus dem Vorkriegs-Frankfurt in der heutigen Gemeinde vorhanden, nur vereinzelte Blätter aus der Verwaltung haben sich erhalten.

Eine letzte, greifbare Brücke, die sich heute noch im Besitz der aktuellen Gemeinde befindet, ist die Deportationskartei. Sie bildet den Anknüpfungspunkt vom Gestern zum Heute. Diese Karteikartensammlung besteht aus rund 6.500 Karten, welche diejenigen Personen nennen, die zwischen 1941 und 1942 von Frankfurt am Main in die Orte Litzmannstadt, Theresienstadt, Minsk und „nach dem Osten“ deportiert worden sind. Sie wurde 1945 auf Betreiben von Dr. Leopold Neuhaus → S. 192 angelegt, der eine der wenigen Kontinuitäten von der Vorkriegsgemeinde zur Nachkriegsgemeinde bildete: er war einerseits der letzte Frankfurter Rabbiner vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und gleichsam der erste Frankfurter Rabbiner nach Kriegsende.

15

Weshalb lediglich 6.500 Karten in den Räumen der Jüdischen Gemeinde lagern, wo doch insgesamt mehr als 10.000 Jüdinnen*Juden aus Frankfurt am Main, nicht nur nach Litzmannstadt, Theresienstadt, Minsk und „nach dem Osten“, sondern auch nach Auschwitz, Buchenwald, Estland, Izbica, Kowno, Majdanek, Ravensbrück, Sobibor oder unbekannt deportiert worden sind, ist unklar.¹³

Diese Deportationskartei ist zwar auch ein nach Kriegsende im Mai 1945 entstandenes Zeugnis, da sie jedoch auf den Deportationslisten von vor 1945 basiert, bildet sie das Verbindungstück von einer Zeit „davor“ in eine Zeit „danach“. Die Kartei, die nach dem Ende ihrer Nutzung jahrzehntelang unbeachtet in zwei Schubladen der Gemeindeverwaltung ihr Dasein fristete, ist die Grundlage und der Ausgangspunkt dieser Publikation. 49 der 75 hier vorgestellten Personen sind in der Karteikartensammlung vertreten. Um ein möglichst breites gesellschaftliches Spektrum abzubilden, wurden weitere Personen miteinbezogen, die in Frankfurt gelebt haben und der Verfolgung der Nationalsozialisten ausgesetzt waren.

Auf einigen Karteikarten finden sich zusätzliche Notizen, die Auskunft z. B. über Namen, Anschriften, Geburtsdaten von Angehörigen/Nachfahr*innen/Privatpersonen geben, welche nach 1945 bei der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main um Auskunft zu den jeweiligen Deportierten gebeten haben. Damit der Datenschutz dieser Menschen gewahrt bleibt, wurde bei denjenigen Karteikarten diese Informationen nachträglich mittels einer Schwärzung unkenntlich gemacht → z.B. S. 54. Ein Vermerk diesbezüglich findet sich im Abbildungsnachweis am Ende der Publikation.

Um sich den Leben der hier Porträtierten zu nähern und um den auf den Karteikarten befindlichen Namen eine Biografie zu geben, mussten weitere Quellen befragt werden – zeitgenössische Dokumente wie Heiratsurkunden, Einwohnermeldekarteien, Zeitungsartikel usw.

Die Quelle, welche gemeinhin als erstes Zeugnis von der Existenz einer Person ablegt, ist die Geburtsurkunde bzw. der Eintrag in ein Geburtsregister. In der vorliegenden Publikation waren Geburtsregistereinträge ein häufiger Ausgangspunkt für weitere Recherchen. Denn der Eintrag in einem Geburtsregister gibt nicht nur Auskunft über das Geburtsdatum der Person, sondern auch über mögliche weitere Vornamen, über Namen und Anschrift der Eltern sowie in zahlreichen Fällen über den Beruf des Vaters. Ähnliches gilt für Einträge im Heiratsregister: hier sind in der Regel die Namen und Anschriften der Eltern von Braut und Bräutigam verzeichnet, häufig ist auch die Konfession genannt. Gleichermäßen finden sich auch die Namen der Trauzeug*innen in den Heiratsregistern, mit den zusätzlichen Angaben von Alter, Adresse und Beruf. Auf diese Weise ließen sich Stück für Stück Eckpunkte der porträtierten Personen zusammenfügen.

Zahlreiche Faktoren können dabei eine Recherche erleichtern bzw. erschweren. Grundsätzlich ist es leichter, zu einem Mann zu forschen als zu einer Frau. Beispielsweise nennen die historischen Frankfurter Adressbücher nur in den seltensten Fällen den Namen der Ehefrau, lediglich der Ehemann wird aufgeführt.

War eine Person schon zu Lebzeiten beruflich erfolgreich und/oder in einer einflussreichen Position tätig, so ist die Wahrscheinlichkeit hoch, dass auf bereits existierende Literatur und Forschung zurückgegriffen

werden konnte, wie bspw. bei Ludwig Ascher →S.70, Marie Pfungst →S.46 oder Hanns Ludwig Katz →S.336. Waren Personen bei Polizei oder Justiz aktenkundig geworden, wie Henny Schermann →S.374 oder Elias Ludwig Oppenheimer →S.268, so haben sie in den Unterlagen von Behörden und Gerichten ebenfalls häufig zahlreiche Spuren hinterlassen. Schwieriger waren die Recherchen zu Menschen, die ein Leben geführt haben, ohne straffällig oder berühmt geworden zu sein, wie beispielsweise Jettchen Abermann →S.136, dementsprechend kurz ist der Beitrag zu ihrem Leben ausgefallen.

Auch die Art des Namens beeinflusst den Verlauf einer Recherche stark: Bei dem Kaufmann Nathan Wachtelkönig →S.120 war es verhältnismäßig leicht, einen Teil seines Lebensweges allein anhand der historischen Adressbücher nachzuvollziehen. Es gab in allen eingesehenen Ausgaben des Adressbuchs nur einen einzigen Nathan Wachtelkönig – so alltäglich sein Leben gewesen sein mag, so einzigartig war sein Name. Ganz anders im Fall von Ludwig Kahn →S.330, der auch Louis oder Luis genannt wurde. Hier nennt das Adressbuch der Stadt Frankfurt aus dem Jahr 1925 beispielsweise gleich sieben Personen. So bleibt ohne weitere Anhaltspunkte zunächst unklar, welcher der sieben potentiellen Kahns „der“ Ludwig / Louis / Luis Kahn gewesen sein könnte.

Auch wenn Nathan Wachtelkönig im Adressbuch von 1925 als einziger Händler in der Uhlandstraße 21 verzeichnet war, ist es nicht zwingend, dass er tatsächlich auch dort gewohnt hat. Die Informationen für das Adressbuch wurden bereits im Vorjahr gesammelt, daher wäre ein eventueller Umzug von Nathan Wachtelkönig im Januar 1925 im Adressbuch nicht dokumentiert.

Neben den o.g. Quellen waren Unterlagen aus dem Hessischen Hauptstaatsarchiv in Wiesbaden ein wichtiger Informationsgeber. Dort lagern u. a. die sog. Wiedergutmachungs- bzw. Entschädigungsakten der aus Frankfurt deportierten bzw. emigrierten Personen.¹⁴ In den Anträgen „auf Grund des Bundesgesetzes zur Entschädigung für Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung“¹⁵ ging es darum, zu schildern, wann und unter welchen Umständen die verfolgten Personen „Schaden an Leben“, „Schaden an Körper und Gesundheit“ oder „Schaden im beruflichen oder wirtschaftlichen Fortkommen“¹⁶ erlitten hatten. Daher

beschränken sich die Schilderungen darin häufig ausschließlich auf die Zeit ab 1933, lediglich in einigen Fällen geben diese Unterlagen detaillierte Auskunft über das Leben der verfolgten und/oder ermordeten Personen vor Beginn der nationalsozialistischen Regierung.

Die 75 entstandenen Porträts unterscheiden sich daher stark voneinander, genauso auch die porträtierten Personen selbst. Geeint werden sie alle durch den Umstand, dass sie Bürger*innen der Stadt Frankfurt waren, einige für Jahrzehnte und andere nur für wenige Monate. Sie alle bilden jedoch einen Teil des „davor“ und sollen bei dem Blick auf das „danach“ nicht vergessen werden.

Ich danke sehr herzlich der Jüdischen Gemeinde Frankfurt am Main für ihr Vertrauen und die Möglichkeit zur Herausgeberschaft, insbesondere Marc Grünbaum für sein Vorwort. Rabbinerin Prof. Dr. Elisa Klapheck danke ich sehr für ihren Beitrag, der die historische Sicht um einen sehr wertvollen philosophischen Blickwinkel bereichert.

18

Diese Publikation wäre nicht möglich gewesen ohne die große Unterstützung durch Sonja Roos und Ira Haller sowie durch die Arbeit der Autor*innen Edgar Bönisch, Dorothee Glawe, Christine Hartwig-Thürmer, Anja Heuß, Jens Hoppe, Cilli Kasper-Holtkotte, Dorothee Linnemann, Matthias Thoma, Helga Roos, Birgit Seemann, Eva Ulmer, Laura Vollmers und Alexander Zinn, ihnen gilt mein herzlicher Dank.

Dem *Bureau069* mit Anna Pirot und Dr. Felix Kosok bin ich gleichermaßen zu herzlichstem Dank verpflichtet, von ihnen stammen der Entwurf, das Design und die Umsetzung dieser Publikation. Abschließend richtet sich mein Dank an die Hessische Kulturstiftung: Ihre großzügige Förderung hat dieses Publikationsprojekt erst möglich gemacht.

Quellen

- ¹ Heuberger, Rachel u. Krohn, Helga: Hinaus aus dem Ghetto... Juden in Frankfurt am Main 1800–1950, Frankfurt am Main 1988, S. 171
- ² Boris, Dieter: Felix Weil und das Institut für Sozialforschung, in: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung. 19. Jg./2022, Heft 1, S. 167–182
- ³ Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden (Hrsg.): Dokumente zur Geschichte der Frankfurter Juden 1933–1945, Frankfurt am Main 1965, S. 65
- ⁴ Ebd., S. 18–20
- ⁵ Ebd., S. 22
- ⁶ Ebd., S. 17
- ⁷ www.jg-ffm.de/de/gemeinde/geschichte (zuletzt aufgerufen am 10.07.2023)
- ⁸ www.dhm.de/lemo/kapitel/ns-regime/ausgrenzung-und-verfolgung/nuernberger-gesetze-1935.html (zuletzt aufgerufen am 10.07.2023)
- ⁹ www.bpb.de/kurz-knapp/hintergrund-aktuell/501380/vor-85-jahren-nuernberger-gesetze-erlassen/ (zuletzt aufgerufen am 10.07.2023)
- ¹⁰ ISG FFM, A.40.01, 543, 15.08.1934
- ¹¹ Kommission zur Erforschung der Geschichte der Frankfurter Juden (Hrsg.): Dokumente zur Geschichte der Frankfurter Juden 1933–1945, Frankfurt am Main 1965, S. 167 ff.

- ¹² www.shoah-memorial-frankfurt.de/shoah-in-frankfurt (zuletzt aufgerufen am 18.02.2023)
- ¹³ www.shoah-memorial-frankfurt.de (zuletzt aufgerufen am 18.02.2023); Heuberger, Georg (Hrsg.): „Und keiner hat für uns Kaddisch gesagt ...“. Deportationen aus Frankfurt am Main 1941 bis 1945, Frankfurt am Main 2005
- ¹⁴ Im Zusammenhang mit der Schoa von Wiedergutmachung zu sprechen, mutet befremdlich an – die Vernichtung von Leben ist durch keine Zahlung wiedergutzumachen. Da es sich jedoch um einen feststehenden Begriff handelt, wird er in dieser Publikation so verwendet
- ¹⁵ Vollständiger Titel des Antragsformulars: „Antrag auf Grund des Bundesgesetzes zur Entschädigung für Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung (Bundesentschädigungsgesetz – BEG) vom 29. Juni 1956 BGBl. I S. 559“, z. B. enthalten in den Akten von Louis Bodenheimer, HHStAW, 519, 8049, Bl. 1–2
- ¹⁶ Ebd.

Schwarze Buchstaben zu schwarzen Buchstaben

Die Deportationskartei von Rabbiner Dr. Leopold Neuhaus

Der erste Anblick ist wieder genauso erschütternd wie damals: Im Rahmen eines anderen Forschungsvorhabens bekam ich vor einigen Jahren eine Transportliste zu sehen – eine nicht enden wollende Liste von ins KZ Theresienstadt deportierten Jüdinnen und Juden. Darauf waren per Schreibmaschine Namen, Geburtsangaben und Berufsbezeichnungen eingetragen – es waren Hunderte von Namen. Irgendwo unter all diesen befand sich die Person, der ich damals auf der Spur war, Regina Jonas, die erste Rabbinerin Deutschlands, die in diesem Transport zusammen mit ihrer Mutter nach Theresienstadt deportiert worden war. Damals war es ein herausragender Name, der meinen Fokus einen Moment verschob und meine Aufmerksamkeit auf eine Liste Menschen lenkte, die alle das gleiche Schicksal teilten: den Weg in ihre Ermordung. Es war die Begegnung mit einer Todesliste, in der alle biografischen Unterschiede angesichts des gemeinsamen Leids verwischten.

21

Jetzt sehe ich keine Transportliste, jetzt sehe ich zwei große Büroschubladen, gefüllt mit Karteikarten, sortiert zu Viererreihen, die bis an die Ränder der Schubladen gehen. Auf den Schubladengriffen steht „Deportationskartei“ sowie die Orte: Minsk, Litzmannstadt, Theresienstadt. Jahrzehntlang wurde sie in diesen zwei Schubladen in der Frankfurter Jüdischen Gemeinde aufbewahrt. Auch hier empfängt mich der furchtbare Anblick nicht endender Aneinanderreihungen von Namen. Sie sind sortiert nach den Deportationszielen und mit Zwischenkarten versehen, die den jeweils nächsten Buchstaben des Alphabets angeben. Allein beim Herausziehen eines kleineren Packens hat man schon mindestens fünfzig Namen von Deportierten – von Ermordeten in der Hand. Auf jeder Karte steht mit Schreibmaschine erst der Nachname geschrieben, gefolgt vom Vornamen, dann Geburtsangaben, „letzter Wohnort in Ffm“ oder „zuletzt wohnhaft“ mit einer Adresse, dann „deportiert am ...“

mit einem genauen Datum im Jahr 1941 oder 1942 sowie dem Deportationsziel – Minsk, Litzmannstadt, Theresienstadt – oder der schlichten Angabe „nach dem Osten“ – und bei den Karten zu Theresienstadt noch der Todeszeitpunkt, etwa: „am 26.11.1942 in Theresienstadt verstorben“.

Doch der zweite Anblick zeigt noch etwas anderes. Auf einigen Karten stehen, etwas abgesetzt, ebenfalls mit Schreibmaschine geschrieben, weitere Informationen: der Name eines Sohnes oder einer Tochter oder eines anderen Verwandten, mit einer Adresse irgendwo in den USA, in Israel, in Großbritannien, in Lateinamerika. Auf manchen Karten sind am unteren Rand, handschriftlich mit dem Bleistift, weitere Arten von Angaben verzeichnet: ein zuständiges Gericht, ein Aktenzeichen, der Name eines Rechtsanwalts, auch Hinweise auf das amerikanische „Legal Aid Department“ und immer wieder Vermerke zur erfolgten Auskunftserteilung „an den Regierungspräsidenten in Wiesbaden“.

- 22 Dieser zweite Anblick offenbart die ganz andere Intention der Datensammlung. Die Deportationsliste, derer ich damals angesichtig wurde, zeugte davon, wie Menschen aus dem Leben in den Tod befördert wurden. Diese Kartei dagegen holt genau diese Menschen wieder ins Gedächtnis zurück – Person für Person – und gibt ihnen, nicht zuletzt dank der zusätzlichen Angaben auf den Karten, eine Geschichte „danach“. Es ist eine „Deportationskartei“, wie auf den Schubladengriffen angegeben, aber sie widersetzt sich dem Verschwinden der Ermordeten in einem namenlosen Nichts, legt vielmehr Grundlagen für die Aufarbeitung ihres Leidenswegs aus dem Rückblick des bereits begonnenen „danach“. Statt um eine reine Deportationsliste handelt es sich hier bereits um die Rekonstruktion der Deportationen mit dem Anspruch auf Wahrheit, auf Ermöglichung des Rechts, auf Restitution und Wiedergutmachung – aber auch der Absicht, kommenden Generationen eine Aufarbeitung der Geschehnisse zu ermöglichen.

Die Kartei wurde auf Initiative von Rabbiner Dr. Leopold Neuhaus angelegt, der selbst nach Theresienstadt deportiert wurde. Neuhaus war der letzte Rabbiner der Frankfurter Vorkriegsgemeinde.¹ Er wurde mit

seiner Frau, Cilly Neuhaus, am 18. August 1942 zusammen mit über 1.000 Frankfurter Jüdinnen und Juden nach Theresienstadt deportiert
→ S. 192. Dort war er weiterhin Rabbiner, gehörte mit Leo Baeck dem „Ältestenrat“ der jüdischen Selbstverwaltung an und leitete die Abteilung Altersfürsorge. Er überlebte knapp drei Jahre in Theresienstadt. Nach der Befreiung, Anfang Mai 1945, wollte er sofort nach Frankfurt zurück. Schon von Theresienstadt aus schrieb er einen auf den 4. Mai 1945 datierten Brief „An das Jüdische Comité“ in Frankfurt. Darin drängte er darauf, die anderen rund 400 überlebenden Jüdinnen und Juden aus Frankfurt und Umgebung möglichst bald aus Theresienstadt abholen zu lassen, da sie „sehnsüchtig darauf warten, von hier in die Heimat zu kommen“.² Nach einem zweiten Brief von Neuhaus lief endlich die Rückholaktion an.

Die meisten der Jüdinnen und Juden, die nach der Schoa nach Frankfurt kamen, betrachteten die Stadt nur als eine Durchgangsstation für die endgültige Auswanderung. Sie hofften auf ein neues Leben in den USA oder in dem zu noch zu gründenden jüdischen Staat Israel. Rabbiner Neuhaus kehrte jedoch bewusst nach Frankfurt zurück, um die einstige Jüdische Gemeinde wieder aufzubauen. Entschlossen, etwas von dem Verlorenen wiederherzustellen, setzte er sich intensiv für den Gemeindeaufbau ein; seine Frau, Cilly Neuhaus, engagierte sich in der Sozialarbeit.

23

Als einstiger Absolvent des orthodoxen Rabbinerseminars und in der Tradition des Frankfurter Rabbiners Samson Raphael Hirsch stehend, schwebte Neuhaus eine orthodoxe Ausrichtung der Gemeinde vor. Das erzeugte jedoch Konflikte. Die sich neu bildende Jüdische Gemeinde war zunächst bereit, alle Menschen als Mitglieder aufzunehmen, die unter dem Nationalsozialismus als Juden verfolgt worden waren. Demgegenüber verlangte Neuhaus, dass die halachischen Kriterien beachtet werden. Eigentlich wünschte er nur Mitglieder mit einer Beziehung zum religiösen Judentum. Nichtreligiöse Gemeindemitglieder waren für ihn keine „wirklichen“ Juden. So wollte Neuhaus die jüdischen Flüchtlinge aus Polen mit der Begründung, dass sie sich nur vorübergehend in

Frankfurt aufhalten würden, nicht in die Gemeinde aufnehmen. Zwar war es seiner starken Persönlichkeit und Tatkraft mit zu verdanken, dass die Jüdische Gemeinde Frankfurt schnell tragende Fundamente bildete und zum Sammelbecken überlebender Jüdinnen und Juden in der Nachkriegszeit wurde. Trotzdem musste Neuhaus erkennen, dass die alte Gemeinde nicht mehr wiederherstellbar war und sich in Frankfurt eine neue Zusammensetzung von überlebenden Jüdinnen und Juden herausbildete. Hinzu kam die abweisende Einstellung der deutschen Bevölkerung bis hin zu erneuten antisemitischen Vorkommnissen. Neuhaus' Enttäuschung war voraussehbar. Schon im Juni 1946 verließen er und seine Frau Frankfurt wieder und zogen in die USA, wo ihr Sohn in New York lebte. Doch auch in den USA gelang es Neuhaus nicht mehr, Fuß zu fassen. Seiner Chronistin Helga Krohn zufolge hoffte Neuhaus vergeblich, noch einmal als Rabbiner nach Frankfurt eingeladen zu werden. „Mit großer Sehnsucht nach Frankfurt starb er 1954 in Armut und Verbitterung.“³

24

Trotzdem: Er war der letzte Rabbiner Frankfurts in der Zeit der Schoa und der erste Rabbiner danach.

Das Konvolut enthält etwa 6.500 Karten. Aus Frankfurt fuhren jedoch 30 Deportationszüge mit etwa 10.000 Jüdinnen und Juden in Ghettos, Konzentrations- und Vernichtungslager.⁴ Warum gibt es in der Kartei nur Einträge mit den Zielorten Minsk, Litzmannstadt (Lodz) oder Theresienstadt? Warum sind nicht die anderen Todesziele aufgenommen? Die Züge nach Kovno/Kaunas, Majdanek, Izbica, Raasiku/Raziku? Worauf basieren die Karten? Es kann keine sichere Antwort hierauf gegeben werden, was die Kartei zu einem Mysterium macht. Bis wann wurde sie verwendet? Die Vermerke auf den Karten gehen bis in die späten 1960er Jahre. Die Angaben auf den Karteikarten waren nicht akkurat genug, so dass die Jüdische Gemeinde die Kartei schon bald nach ihrer Einrichtung nicht mehr verwendete. Die deutsche Richterschaft war ideologisch zu großen Teilen vom NS-Staat geprägt, verhielt sich abweisend gegenüber den Opfern und bagatellierte deren Erlebnisse. Möglicherweise war es für jüdische Überlebende zu riskant,

im Zuge von Entschädigungsverfahren Dokumente vorzulegen, die ungenau waren. Vielleicht war das der Grund, weshalb die Frankfurter Gemeinde die von Rabbiner Neuhaus angelegte Kartei nicht lange verwendete. Ohnehin existierte bereits parallel in Frankfurt der von den Alliierten installierte Internationale Suchdienst. Dieser entwickelte sich auf der Grundlage von seit 1943 gezielt gesammelten Angaben zu den Deportationen und Verbrechen zur Hauptanlaufstelle. 1946 wurde er in die nordhessische Kleinstadt Arolsen verlegt.⁵ Vielleicht war er schon damals die zielführendere Auskunftsstelle für die Nachverfolgung der Schicksale der verfolgten Jüdinnen und Juden.

Aber vielleicht diente die Deportationskartei gar nicht einmal so sehr als Grundlage für Entschädigungsverfahren, sondern sollte entsprechend einer viel tieferen Motivation von Rabbiner Neuhaus Zeugnis ablegen von der Frankfurter Vorkriegsgemeinde. Auch wenn diese untergegangen war, konnte doch gerade die Dokumentation ihrer Auslöschung ein Gedächtnis schaffen, das sich zugleich auf das „danach“ richtete. Vielleicht untermauerte Neuhaus mit dieser Kartei sein Verständnis von der wieder zu gründenden neuen Jüdischen Gemeinde. Er war gekommen, um wieder anzuknüpfen. Die so früh von ihm angelegte Kartei könnte darum nicht nur als Dokumentation der Verfolgung, sondern zugleich im Lichte des „danach“ als Zeugnis eines jüdischen Frankfurts gesehen werden, das es zwar nicht mehr gab, aber das in der Erinnerung wachgehalten werden soll.

25

Von anderen Forschungsvorhaben weiß ich, dass es nicht immer darauf ankommt, große Archivkonvolute zu haben, um etwas erfassen zu können. Manchmal sind es gerade die Lücken, die kleinen Informationsplitter, wie die zusätzlichen Angaben auf den Karten, die Überlegungen möglich machen und zu guten Fragen führen. Unwillkürlich denke ich an die „weißen Buchstaben“ zwischen den schwarzen Buchstaben, einer Lehre, die dem talmudischen Bild vom schwarzen Feuer auf weißem Feuer entstammt, mit dem Gott die Tora geschrieben habe.⁶ Die weißen Buchstaben sind danach die Leerräume zwischen den schwarzen. Sie haben nicht weniger Intensität, werden allerdings erst

durch die Beschäftigung mit den schwarzen Buchstaben erkennbar – sie offenbaren Mehrdeutigkeiten, versteckte Hinweise, unverhofft andere Zugänge und eröffnen einen Ozean an zusätzlichen Interpretationen. Erst durch die Beschäftigung mit den weißen Buchstaben empfangen die schwarzen Buchstaben ein Leben in der Gegenwart. Das bezieht sich jedoch auf die Tora und nicht auf eine Kartei mit Namen von Toten. Aber wird die Tora am Ende ihres Dienstes nicht begraben wie ein Mensch? Ist darum nicht jeder Mensch irgendwo auch eine Tora und sind nicht beide für das ewige „Bündel des Lebens“ bestimmt?

26

Im Gespräch mit Daniela Lewin, der Leiterin der Kulturabteilung der Jüdischen Gemeinde Frankfurts, die die Aufarbeitung der Kartei initiiert hat, geht es unter anderem um die soziale Zusammensetzung der Mitglieder in der Vorkriegsgemeinde. Gern wird das einstige Frankfurter Judentum in seiner geistigen und kulturellen Größe wahrgenommen. Aber das Frankfurt der kleinen jüdischen Leute war nicht weniger wertvoll. Von ihnen gab es Tausende, die ganz selbstverständlich, geradezu unspektakulär das Gros des jüdischen Bevölkerungsanteils in der Stadt ausmachten, Menschen, die täglich ihrer Arbeit nachgingen, Geschäfte hatten oder Angestellte waren, ihre familiären und beruflichen Verpflichtungen erfüllten – Menschen, die die jüdischen Feiertage hielten, im Alltag die jüdischen Regeln praktizierten, ohne großes Aufhebens darum zu machen, die sich für die jüdische Gemeinschaft engagierten und zugleich entscheidend zum jüdischen Flair Frankfurts beitrugen. Ihnen gibt die Kartei von Rabbiner Neuhaus die Chance, im Gedächtnis zu bleiben. Die Jüdische Gemeinde hat sich angesichts des 75-jährigen Jubiläums der Nachkriegsgemeinde entschieden, 75 Frankfurter Jüdinnen und Juden der Vorkriegsgemeinde zu porträtieren. Fast alle von ihnen kommen in der Kartei vor. Die Porträts beschreiben ihren Leidensweg. Doch aus den beruflichen Tätigkeiten der Porträtierten, ihren Wohnorten, den Straßennamen Frankfurts, die bis heute populäre Wohngegenden sind, spricht auch eine Lebenswirklichkeit.

Ich wage die persönliche Frage: Ist auch meine Urgroßmutter in der Kartei?

Charlotte Lang, geb. Weil

Es gibt fast keine Angaben zu ihr auf dieser Karte. Nur das Minimum:

*geb. 17.1.[18]69 Kippenheim
zuletzt wohnhaft: Ffm. Wöhlerstr. 8
deportiert am 18.8.1942 nach Theresienstadt
am 5.10.43 in Theresienstadt verstorben*

Meine Familie gehörte ebenfalls zu den eher kleinen jüdischen Leuten, Geschäftseinhabern, Handeltreibenden, Kaufleuten. Eigentlich wohnte Charlotte in Bad Homburg v. d. Höhe. Jedenfalls wurde dort ihr Sohn, mein Großvater, geboren. Auf der Karteikarte wird jedoch als letzte Adresse die Wöhlerstraße genannt, wo sich das jüdische Altersheim befand. Das heißt, dass meine Urgroßmutter Frankfurt als Alterssitz gewählt hatte. Vielleicht war es in der Nazizeit sicherer, sich als betagte jüdische Frau in einem organisierten jüdischen Umfeld aufzuhalten, als antisemitischen Angriffen in einer Kleinstadt wie Bad Homburg ausgesetzt zu sein. Ich kenne eigentlich kaum Geschichten über Charlotte. Wohl wusste ich um ihre Deportation nach Theresienstadt. Und es gibt auch einen mit Bleistift geschriebenen Brief von ihr aus dem KZ. Er folgt vorgefertigten Formulierungen und erklärt, dass es ihr gutgehe. Sie bittet allerdings, dass man ihr eine Haarbürste schicken möge. Die war ihr wahrscheinlich bei der Ankunft abgenommen worden. Jetzt sehe ich anhand der Daten auf der Karteikarte, dass Charlotte bei ihrer Deportation 1942 schon über 73 Jahre alt war und dass sie bis zu ihrem Tod 1943 noch ein knappes Jahr lebte. Wie mag in ihrem Alter ihr täglicher Überlebenskampf gewesen sein? Wo war ihre Unterkunft? Wer war mit ihr? Wie erlebte sie das zusammengepferchte Leben auf engstem Raum, den Hunger, die katastrophalen Zustände, den allgegenwärtigen Tod? Bis zu einem gewissen Zeitpunkt gab es noch jüdische Bestattungen am Rande des Lagers. Aber Charlotte gehörte wohl schon zu denjenigen, die eingeeäschert wurden und deren Asche kurz vor Kriegsende, zur Spurenverwischung, in den Fluss Eger geworfen wurde. Mit ihrem Todesdatum wird mir erstmals auch ihr Geburtsdatum, 1869,

richtig bewusst. Das bedeutet, dass sie 1911, als sie meinen Großvater zur Welt gebracht hatte, schon über 40 Jahre alt war. Er war ihr einziges Kind. Ein Onkel von mir, der rechtzeitig nach New York emigriert war, witzelte einmal mir gegenüber, sie sei bereits eine alte Jungfer gewesen, als mein Urgroßvater, ein zweifacher Witwer, sie heiratete. Jetzt schaue ich auf ihre Daten und frage mich, wie es damals wohl war, als über 40-jährige Frau ein Kind auf die Welt zu bringen und aufzuziehen. Es gibt noch ein Foto von ihr, auf dem sie stolz den kleinen David, meinen Großvater, im Arm hält. Nicht wenige meiner Freundinnen bekommen heute auch erst mit 40 ihr erstes Kind. Heute ist das nicht ungewöhnlich. Wie war es für Charlotte damals? Unwillkürlich merke ich, dass mich die Karteikarte weniger nach der Tatsache ihrer Ermordung fragen lässt als vielmehr nach ihrem Leben – sogar in Theresienstadt. Unwillkürlich erlebe ich einen Liebesmoment. Unwillkürlich trage ich weitere schwarze Buchstaben zu den vielen weißen Buchstaben über Charlotte Lang geb. Weil ein. Unwillkürlich stelle ich fest, wie sich eine Erinnerung an sie zu bilden beginnt. Keine Erinnerung an gemeinsame Begebenheiten und Geschehnisse, aber ein Bewusstsein dafür, dass meine Urgroßmutter gelebt hat und in meinen Zugängen zu ihrem Leben etwas von ihr präsent bleibt.

Zum Judentum gehört das Archivieren. Es gibt viele Theorien, warum die Hebräische Bibel geschrieben wurde. Eine besagt, dass es sich um archivierte Geschichte handelt. Die Wissenschaft hat längst herausgefunden, dass vieles, was in der Bibel geschrieben steht, historisch gesehen nicht stimmig ist. Aber das macht den biblischen Text nicht weniger wahr – als Sichtweise, in der das Vergangene auf eine Weise bewahrt wird, dass es zu einem Geschehen in der Gegenwart werden kann. Indem wir die Tora lesen, uns mit dem Text beschäftigen, ihn auslegen, interpretieren, bleibt er lebendig. Die Rabbinen legten großen Wert darauf, dass die langen Namenslisten in der Tora genauso wichtig sind wie etwa das Gebot der Nächstenliebe.⁷ Nach der Geschichte von Kain und Abel zählt die Tora in einem längeren Namensregister die Protagonisten von 70 Generationen auf.⁸ Ihre Namen enthalten Bedeutungen, Anspielungen, weltanschauliche Zeichen, Hinweise auf

zivilisationsgeschichtliche Meilensteine. Man kann sich einfach einen dieser Namen nehmen – über ihn nachdenken und ihn auf diese Weise sprechen lassen. Es ist egal, ob wir richtig oder falsch über den Genannten denken, irgendwie treten wir in eine Art Kommunikation – und das Gedächtnis an ganz vergangene Epochen bleibt lebendig. Immer wieder gibt es in der Tora solche Namenslisten. So werden zu Beginn des Buches Exodus die Namen der Personen aufgezählt, die nach Ägypten gezogen sind. Nach der Rückkehr aus dem Babylonischen Exil wird im biblischen Bericht ein Buch des „Geschlechtsverzeichnisses“ angelegt, darin sind die Rückkehrer namentlich vermeldet, die „Söhne der Landschaft, welche hinaufgezogen aus der Gefangenschaft des Exils“, ⁹ danach folgt in rund 70 Versen eine lange Liste von Namen. ¹⁰ Sind die Namen der Deportationskartei in einen solchen Zusammenhang zu bringen?

Archivieren ist auch eine Form des Überlebens. In Osteuropa wurde die jüdische Kultur des Archivierens zur höchsten Blüte gebracht. Als 1925 das YIVO (Yidisher visnshaftlekher institut) gegründet wurde, folgte es einer bereits bestehenden Tradition, durch Archivieren Widerstand gegen den Versuch der kulturellen Auslöschung zu leisten. Trotz der Pogrome in Osteuropa, trotz der Schoa, trotz der Nivellierung des Judentums in der Sowjetunion wurde dank des YIVO die große jiddische Kultur im Gedächtnis bewahrt. Bis 1941 hatte das YIVO seinen Sitz in Wilna/Vilnius, heute ist es in New York zum größten Forschungszentrum für die jüdische Kultur Osteuropas geworden. In diesem Geist hatte der Mitgründer und Historiker Emanuel Ringelblum das Oyneg Shabes-Archiv im Warschauer Ghetto geschaffen, ein Untergrundarchiv, das die tägliche Wirklichkeit der jüdischen Bevölkerung im Zeichen der deutschen Verbrechen dokumentierte. ¹¹ Zum Mitarbeiterstab gehörte auch Marcel Reich-Ranicki. ¹² Dank des Archivs wurden 36.000 Seiten Material gesichert, die in metallenen Milchkannen unter Häusern vergraben oder aus dem Ghetto herausgeschmuggelt wurden. Zugleich schuf es die Grundlage für das heutigen Verständnis von *counter history*, in der nicht die Sicht der Täter den Blick beherrscht, sondern das Geschehen aus der Perspektive der Opfer darstellbar wird.

In verschiedenen osteuropäischen Städten gab es ebenfalls solche Untergrundarchive, die mit Blick auf die nächsten Generationen Widerstand gegen das Unsichtbarmachen und Zum-Schweigen-Bringen der Ermordeten leisteten. Auch in Wilna/Vilnius tat sich, kurz bevor die Deutschen Litauen besetzten, eine Gruppe von jüdischen Journalisten und Schriftstellern zusammen, die aus Polen geflüchtet waren, um den *khurbn*, den Untergang der jüdischen Welt, professionell zu dokumentieren.¹³ Im Wissen, dass sie selbst nicht überleben würden, richteten sie sich bewusst an die Generation danach, die diese Dokumente lesen und durch Aufarbeitung die untergegangene Welt im Gedächtnis halten würde. Sogar im Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau hat im „Sonderkommando“ – das waren inhaftierte Juden, die gezwungen wurden, bei den Krematorien zu arbeiten, und unmittelbar die Vergasung und Verbrennung von Tausenden Jüdinnen und Juden erlebten – eine kleine Gruppe unter größter Lebensgefahr Papier beschafft und den täglichen Massenmord beschrieben. Nach der Befreiung wurden die Schriftstücke gefunden. Sie waren in mit Wachs versiegelten Flaschen auf dem Gelände der Krematorien vergraben worden. Aurélia Kalinsky spricht von einem „Geheimarchiv“ des Sonderkommandos auf dem Gelände von Auschwitz-Birkenau, das „zweifelsohne in Verbindung und in Kontinuität betrachtet werden [muss], mit der seit Ende des 19. Jahrhunderts von ostjüdischen Intellektuellen geförderten Aktivität des Sammelns von Dokumenten und des Aufzeichnens der jüdischen Geschichte“.¹⁴

In Frankfurt gab es kein solches Untergrundarchiv, das die tägliche Verfolgung dokumentierte. Vielleicht lag es daran, dass die deutschen Jüdinnen und Juden keine Tradition des Widerstands gegen ihre kulturelle Auslöschung entwickelt hatten, weil ihnen keine Pogrome wie in Osteuropa widerfahren waren und sie vielmehr an ihre Zukunft in Deutschland glaubten. Könnte die von Rabbiner Neuhaus so früh angelegte Kartei der Beginn eines solchen Archivs gewesen sein? Wir wissen es nicht. Es fehlen jedenfalls viele schwarze Buchstaben – Tagebücher, Fotos, Briefe, Gegenstände, die mit den deportierten Personen zu tun haben –, die die Deportationskartei zu einem „Deportationsarchiv“ machen würden.

Als ich in den frühen 1990er Jahren nach Riga reiste, hatte dort ein Bekannter von mir, Margers Vestermanis, ein jüdisches Dokumentationszentrum gegründet. Dort konnten lettische Bürgerinnen und Bürger übriggebliebene Zeugnisse von ihren ermordeten jüdischen Nachbarn abgeben. Das Dokumentationszentrum erfuhr einen erstaunlichen Zulauf. Ich erlebte, wie Lettinnen und Letten kamen und kleine Dinge mitbrachten, die in einer Verbindung mit den Ermordeten standen, und so eine Erinnerung an die einstige jüdische Bevölkerung Lettlands schufen. Vielleicht ist so etwas auch für die Deportationskartei denkbar. Vielleicht kann sie die Grundlage bilden und zu einem Archiv der deportierten Jüdinnen und Juden Frankfurts ausgebaut werden. Das Foto meiner Urgroßmutter Charlotte Lang geb. Weil und ihr Brief aus dem KZ Theresienstadt könnten dort einen Ort finden. Auch die 75 Porträts bilden einen Anfang.

Quellen

- ¹ Über Rabbiner Dr. Leopold Neuhaus siehe Krohn, Helga: „Es war richtig wieder anzufangen.“ Juden in Frankfurt am Main seit 1945, Frankfurt am Main 2011, entlang dem Personenregister. Siehe außerdem Freimüller, Tobias: Frankfurt und die Juden. Neuanfänge und Fremdheitserfahrungen 1945–1990, Göttingen 2020
- ² Krohn, S. 35
- ³ Krohn, S. 47
- ⁴ Heuberger, Georg (Hrsg.): „Und keiner hat für uns Kaddisch gesagt...“. Deportationen aus Frankfurt am Main 1941 bis 1945, Frankfurt am Main/Basel 2005
- ⁵ Heute bekannt als „Arolsen Archives – International Center on Nazi Persecution“ – siehe www.arolsen-archives.org
- ⁶ Jer. Talmud, Sota 8, 3, 37a
- ⁷ Sifra zu Lev. 19, 18
- ⁸ Gen. 4,17–5,32
- ⁹ Neh. 7, 5–7
- ¹⁰ Neh 7, 7–73
- ¹¹ Siehe z.B. Didi-Huberman, Georges: Zerstoben. Eine Reise in das Ringelblum-Archiv des Warschauer Ghettos, Konstanz 2022
- ¹² Reich-Ranicki, Marcel: Mein Leben, Stuttgart 1999, S. 215–216

- ¹³ Schulz, Miriam: Der Beginn des Untergangs. Die Zerstörung der jüdischen Gemeinden in Polen und das Vermächtnis des Wilnaer Komitees, Berlin 2016
- ¹⁴ Gradovski, Salmen: Die Zertrennung. Aufzeichnungen eines Mitglieds des Sonderkommandos, Berlin 2019, S. 37 und S. 277–282. Einleitung „Flaschenpost an die Welt danach“ sowie Nachwort „Schreiben in Auschwitz“ von Aurélia Kalisky

75 Leben

35

ALPHONSE FEIBELMANN

FEIBELMANN, Alphons, geb. 26.2.59 Rülzheim

zuletzt wohnhaft: Ffm. Völkerstr. 24

deportiert am 15.9.42 nach Theresienstadt

am 6/11.42 in Theresienstadt verstorben